

Düsseldorf, Montag den 2. Februar 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 5.

Spielerglück.

Novelle von Georg Reinbeck.

(Schluß.)

Adèle fühlte sich (fuhr der Fremde in seiner Erzählung fort) mehr noch in meiner Liebe, die immer inniger wurde, als in dem Glanze, den Rang und Reichthum um sie verbreiteten, glücklich. In vertraulichen Augenblicken wurde ich denn auch mit ihrem Verhältnisse zu Bouchard bekannt. Sie gestand mir, daß Dankbarkeit für seinen Schutz in einem bedenklichen Augenblick ihm ihr Herz geöffnet hatte, daß sie aber mit den Ansichten und Wünschen ihres Vaters bekannt, keine Aussicht für ihre Liebe sah und daher dem Jünglinge rieth, sich in der Bahn des Kriegers auszuzeichnen und so vielleicht seine Wünsche zu verwirklichen. Sie habe geglaubt ihn zu lieben; allein, als sie mich gesehen in jenem entsetzlichen Augenblick im Hause ihres Vaters, da sey mitten in der Entrüstung über die Erniedrigung ihres Vaters ein Gefühl für mich in ihr erwacht, gegen welches das für Bouchard ein bleicher Schatten gewesen. Jetzt erst habe sie gefühlt, was Liebe sey — Liebe, die sich nicht bedenke, sich mit dem Geliebten selbst in die Hölle zu stürzen, wenn sein Weg durch diese gehe. — Mit glühender Hingebung umschloß sie mich mit ihren Armen. „Du erinnerst Dich jenes Augenblicks am Fenster“ — sagte sie — „als die Truppen nach Spanien vorüberzogen. Bouchard war unter ihnen. Ich wußte, daß er in Paris war . . . Er hatte gesucht, sich mir zu nähern — Ich war Dein und hatte jede Möglichkeit einer Annäherung abgeschnitten. Es traf mich sein strafender Blick. — Ich erschrak einen Augenblick; aber ich fühlte es, ich war — ich bin Dein auf ewig!“ — Ich erwiderte diese Ergießung mit aller der Zärtlichkeit, die ich für sie fühlte, aber hütete mich wohl vor dem Geständnisse, daß ich ihr Verhältniß zu Bouchard früher gekannt, denn was mich in Adèles Augen hätte herabsetzen können, war mir furchtbar, und sollte ich ihr treulos am Freunde erscheinen? — Sie war nicht treulos an ihm, denn es war nicht Liebe, was sie für ihn empfunden; ich aber war der Vertraute seiner Liebe gewesen und hatte in seinem verzweifelnden Blicke gelesen, was ich ihm geraubt. — In Adelen allein achtete ich die Menschheit, sonst waren mir die Menschen nur verächtlich. Welchen Blick hatte ich in ihr Inneres gethan! Von welchen Scenen der Thorheit und thörriger Verzweiflung war ich am Spieltische Zeuge gewesen! — Es gab keine menschliche Verworfenheit, deren ich nicht den ohne Unterschied fähig fand, der in diesem Zauberkreise gebannt war, und ich nahm mich selbst nicht davon aus. So wie ich anfänglich die Chancen des Spiels zu meinem Studium gemacht hatte, so waren jetzt die Spielenden der Gegenstand meiner Beobachtung, und dies gab für mich dem Gewerbe — denn so muß ich es nennen — zu dem ich mich erniedrigt hatte, einen eigenen Reiz. Mit welchem Auge Adèle es betrachtete, war mir aus ihren Aeußerungen klar; allein ich sah in ihm die

Mittel, ihrem Leben Glanz zu ertheilen, einen Glanz, zu dem Geburt mich berechtigte und den ich wenigstens für meine Lieben nicht entbehren wollte. Daß das Spiel mir zum Bedürfnisse, ja zur Leidenschaft geworden war, das wollte ich mir nicht gestehen; nicht gestehen, daß ich in meinem Innern ein Anderer sey, als der ich damals war, als ich für Bouchard die ersten Karten berührte. Da sollte ein Zufall den Zauber, in dem ich besangen war, lösen. —

Ein junger deutscher Graf, den ich öfter an meiner Bank gesehen und dessen Leidenschaftlichkeit im Spiele, in welchem das Glück ihn selten begünstigte, ich bemerkt hatte, verfolgte es einst mit einer Fassung, die mich überraschte. Das Glück schien ihn zu necken; es lockte ihn und täuschte ihn dann um so bitterer. Nur mit einem kalten Lächeln nahm er den größten Fehlschlag auf. Ich bemerkte bald, es sey die Fassung der Verzweiflung und ahnte, daß sie um so gewaltfamer ausbrechen werde. Endlich sah ich ein unheimliches Feuer in seinem Auge aufklammen. Er zog eine bedeutende Summe hervor, die er auf eine verdeckte Karte setzte. Ich stand diesen Abend der Bank selbst vor; da zog er plötzlich ein Tazerol aus der Tasche, und sein Blut und sein Gehirn überspritzte den Spieltisch, mich und die Mitspieler. Seine Karte hatte verloren. Alle Anwesenden fuhrn in höchster Bestürzung auf. Aus den anstosenden Sälen, wo man den Schuß vernommen, strömte die Menge herbei. Nur ich, der einen solchen Ausgang beinahe erwartet hatte, verlor meine Fassung nicht. Ich sorgte für die Sicherheit der Bank in dem Tumulte und ließ sofort den nahen Polizeikommissär rufen. Der Thatbestand wurde aufgenommen, die Leiche hinweggetragen, die Bank in ein anderes Zimmer gebracht; allein die Spieler hatten sich zerstreut und wollten sich nicht wieder sammeln. Der Vorfall war mir unangenehm, doch einen weitem Eindruck konnte er nicht auf mich machen. „Der Thor!“ — war das einzige Wort, das ich darüber verlor. Auch war der Eindruck bei denen, die gewohnt waren, die Bank zu besuchen, bald verloscht; ja die Neugier zog in den ersten Abenden Manchen herbei, die Stelle, auf welcher sich der Vorfall ereignet, und den Bankier mit der seltenen ruhigen Fassung, die das allgemeine Gespräch der Bewunderung und der Verdammung war, zu sehen. Ich verlängnete auch jetzt diese Fassung nicht, so viel Veranlassung ich auch dazu finden konnte, denn das Glück hatte sich gegen die Bank gewendet, und sie wurde mehr als einmal gesprengt. Diese Nächte verschlangen bedeutende Summen, und am dritten Morgen erhielt ich vom Kaiser den Befehl, Paris zu verlassen. Nur 24 Stunden wurden mir gestattet, meine Angelegenheiten zu ordnen. Die ansehnliche Kaution, welche der Spielpacht erfordert hatte, blieb in den Händen der Regierung, und nur mit sehr bedeutender Einbuße konnte ich mit den Mitpächtern mich auseinandersetzen. Abwesend in dem Verbande zu bleiben, war beinahe unmöglich, und dem widerstrebten auch Adèles Bitten und Thränen. Als ich sie mit dem Schlage, der mich betroffen, und mit der an sich höchst ungerech-

ten Verbannung aus Paris bekannt machte und ihr sagte, welche Opfer ich bringen müsse, da jubelte sie, statt zu zammern, und brachte mir allen ihren bedeutenden Schmuck, alle werthvollen Geschenke, die sie von mir bekommen hatte, ja selbst die Urkunde über das Eigenthum ihres Hauses, und beschwor mich auf's Dringendste, kein Opfer zu scheuen, um mich aus einem Verhältnisse zu reißen, das mich nur zum Unglück führen werde. „Der Geist des Grafen verfolgt Dich“ — sagte sie; — „nur durch Entsayung des Spiels kannst Du ihm entfliehen, und ich folge Dir überall mit Freuden hin, will jede Entbehrung gern übernehmen, um Deine Seele zu retten.“ Wenn ich auch ihre Besorgniß nicht theilte, so rührte mich doch so viele Liebe, und ich schwur ihr, niemals wieder eine Bank zu übernehmen. Ich ordnete, so gut es sich wollte thun lassen, alle meine Angelegenheiten, legte den Verkauf des Palais in sichere Hände und war nach 24 Stunden auf dem Wege nach Genua, wo ich mich mit den Trümmern meines Vermögens niederzulassen beschloß hatte. Chevalier Froville, Adelsens Vater, war kurz vor dieser Katastrophe gestorben.

Mir blieben nach dem allerdings nicht vortheilhaften Verkaufe des Hauses in Paris doch mit dem stets unangerührten kleinen Vermögen von meinem Vater her noch hinlängliche Mittel, ein Villa am Meeresufer zu kaufen und auf dieser zwar nicht glänzend, aber sorgenfrei zu leben und in gewohnten Kreisen, da Rang und Titel ersetzte, was mir an Vermögen gegen meine Nachbarn abgehen mochte.

So lange die Neuheit der Lage und die nothwendigen Einrichtungen der Villa und meines Hauswesens mich beschäftigten, genügte mir das einfache Leben und das Glück der Liebe Adelsens. Als aber nun Alles gethan war, da fühlte ich eine Leere, die ich nicht auszufüllen vermochte. Ich wollte mich wieder den Wissenschaften zuwenden; allein an heftigere Aufregungen in dem Wechselspiel des Glücks gewöhnt, konnte ich in dem Frieden der Wissenschaft keine Befriedigung finden, und der Drang, das alte Glück zu versuchen, wurde immer stärker, ja unüberwindlich. Und als ich ihm nun nachgab und wieder zum Spieltisch trat, da fühlte ich eine Leidenschaft dafür, deren ich mich für ganz unfähig gehalten hatte, und diese stieg, je entschiedener Fortuna mir ihre Gunst versagte. Meine Eitelkeit, die mich ehemals überredet hatte, diese Gunst sey nicht blind, sondern könne durch scharfsinnige Kombinationen gelenkt werden, fühlte sich verletzt und wollte sich die Täuschung immer nicht eingestehen, und doch konnte ich sie mir nicht ganz verhehlen, und es bemeisterte sich meiner eine Verachtung meiner selbst, die mich in meinem Innern gänzlich zu Grunde richtete. — Adele bemerkte die unselige Umwandlung, sie nagte an ihrem Herzen, ihre Gesundheit wankte; allein sie ertrug Alles mit himmlischer Geduld, und ihr thränenfeuchter Blick lächelte mir mit einem Zauber, der mir zur Verdammniß wurde und doch mein einziges Glück war. — So taumelte ich dem Abgrunde zu, der sich weit öffnete, sein Opfer zu verschlingen.

Unter den Bankiers, gegen welche ich vorzüglich verlor, war ein josephinisch-spanischer Offizier, ein Franzose von Geburt, der mir mit seinem vernarbten Gesichte und mit seinem Pflaster über dem einen Auge, welches er in einer Schlacht wollte eingebüßt haben, besonders zuwider war, weil er mit eben dem unerschütterlichen Gleichmuth und mit der Fronte das Spiel trieb, wie ich es vormals getrieben hatte, und je weniger ich diesen Gleichmuth jetzt zu behaupten vermochte, um so höher stieg mein Zorn gegen ihn. Es wurde bei mir zur Leidenschaft der Wunsch, ihm diesen Gleichmuth zu rauben, und dieß verleitete mich, das Spiel auf die höchste Spitze zu treiben. — Eines Tages hatte es mich Alles, was ich an Baarschaft und Kostbarkeiten bei mir trug, und das war auch ziemlich Alles, was ich außer der Villa noch besaß, gekostet, und ich lehnte voll innern Ingrimm über die erzwungene Unthätigkeit an einem Pfeiler. Da blickte der widerwärtige Mensch zu mir herüber mit der Frage: „Belieben der Herr Herzog nicht mehr zu spielen?“ — „Nein“ — war meine kurze Antwort — „denn — ich habe nichts mehr zu verlieren.“ — „Sie

scherzen“ — erwiderte er höhnißlich: „Sie haben ja noch eine schöne Villa, sie ist ihre 30,000 Dukaten werth; ich rechne sie für 40,000, wenn es Ihnen beliebt, und so viel steht Ihnen gegen diese bei der Bank Kredit zu Diensten. Was diese Bank etwa zu wenig enthalten sollte, wird dieses Taschenbuch voll guter Papiere ersetzen.“ Er legte ein reichlich gefülltes Taschenbuch auf den Tisch. „Das Glück kann sich wenden!“ — Mich durchschauerte es wie ein Fieberfrost, ich war in einer gänzlichen Betäubung, meiner selbst nicht mächtig. Die Wuth, den Hohn zu vergelten, den Widerwärtigen ihn bereuen zu lassen, ließ mich Alles vergessen. Ich ergriff die verhängnißvollen Karten, ich setzte hoch, unfönnig, und — was soll ich die ganze zermalmende Folter mir selbst wiederholen? — die Villa, mein Letztes, Adelsens Letztes, war nicht mehr mein. In mich gefehrt, fast in völligem Stumpfsinn begleitete ich den neuen Eigenthümer dahin. In der Verzweiflung hatte ich einen vertrauten Diener vorausgeschickt, Adele davon in Kenntniß zu setzen, ohne zu bedenken, was Vernunft und Menschlichkeit gegen die Unglückliche gebot. Als wir in die Zimmer eintraten, sagte mein triumphirender Begleiter zu mir in einem schneidenden Tone, in welchem eine ganze Hölle marterner Gefühle in meinem Innern aufflammte: „In Paris hatten Sie mehr Glück, Herr Herzog!“ — Da lag der alte Chevalier händeringend in Verzweiflung zu meinen Füßen, das Gehirn des unglücklichen Deutschen spritzte auf mich, und Adelsens rächender Geist trat vor mich. — „Kannten Sie mich in Paris?“ — fragte ich mit bebender Stimme. — „Sehr gut“ — antwortete er — „und sah Sie dort zum letztenmale am Fenster des Chevalier Froville.“ — „Bouchard!“ — schrie ich entsetzt auf. — „Eben dieser, Herr Herzog“ — erwiderte er — „eben dieser Bouchard, den Ihre seltene Großmuth vom Spieltisch zur Armee beförderte und dann um das ganze Glück seines Lebens täuschte.“ — „Nun“ — erwiderte ich mit der Kälte der Verzweiflung — „so haben Sie sich jetzt gerächt.“ — „Nicht ich, Herr Herzog, sondern Fortuna, deren Gunst, wie die eines Weibes, wandelbar ist“ — entgegnete er höhnißlich. „Darf ich mir aber jetzt die Ehre ausbitten, der Frau Herzogin meine Ehrfurcht zu bezeugen?“ — „Diese Villa, mein Herr“ — versetzte ich verächtlich — „gehört Ihnen, meine Frau gehört mir!“ — In diesem Augenblicke erscholl aus dem anstößenden Zimmer ein gräßlicher Schrei und ein Fall. Ich stürzte entsetzt hinein, Bouchard mit mir, „und —“ — setzte der Herzog mit schauerhafter Kälte hinzu, daß alles Mark in den Adern des Grafen erstarrte — „Adele lag todt zu unsern Füßen. Sie mußte unser Gespräch belauscht, sie mußte erkannt haben, wer ihr nahte. Eine Pfirole, die ich nie bei ihr bemerkt, lag in Scherben neben ihr. Sie hatte es schon länger für möglich gehalten, eines Mittels zu bedürfen zur gewaltsamen Scheidung von dem Wahnsinnigen, der sie dem Verderben und der Schmach preisgab. Als ich sie noch liebend umschlang, hatte sie sich schon von mir losgerissen. Die Verzweiflung trieb mich aus Italien, sie treibt mich aus der Welt!“

„Entsetzlich!“ — rief der Graf; — „zu hart geblüht, unglücklicher Mann!“ — „Weltlauf, Herr Graf“ — erwiderte der Herzog bitter lächelnd — nichts als Weltlauf; vielleicht etwas pikanter, als bei manchem Adern, das ist alles. — Aber es ist Zeit zur Rückkehr. Leben Sie wohl, Herr Graf! möge es Ihnen stets glücklich gehen!“ — „So können wir nicht scheiden, Herzog!“ — rief der Graf erschüttert; — „Ihre Wunden kann ich nicht heilen, aber vergönnen Sie mir die Freude, zu thun, was ich vermag.“ — „Sind Sie ein Gott?“ — fragte der Herzog. „Und wenn Sie es wären, was vermöchten Sie für mich? Sie hätten Alles vermocht, wenn Ihre Kugel, wie ich hoffte, meine Brust zerschmetterte hätte.“ — „Das hofften Sie?“ — fragte der Graf. — „Das hoffte ich“ — erwiderte der Herzog und reichte dem Grafen die Hand; — „allein es hat nicht seyn sollen. Leben Sie wohl, Herr Graf, und vergessen Sie mich und was Sie gehört haben.“ — „Niemals, niemals, unglücklicher Mann!“ — sagte der Graf. „Darf ich Sie wieder sehen, darf ich morgen —“ — „Wenn

es Ihnen beliebt, Herr Graf, morgen.“ — Mit diesen Worten schlug der Herzog den Mantel über und verschwand mit seinem Begleiter in einem Waldwege, in welchem der erschütterte Graf ihn bald aus dem Gesichte verlor.

Am andern Morgen begab er sich in die Wohnung des Herzogs. Er fand das Haus in der größten Verfallung, und als er in's Zimmer trat, lag der Herzog mit zerschmettertem Haupt auf dem Sopha.

Nie berührte der Graf eine Karte wieder.

Z n a i r a.

Eine afrikanische Novelle, aus dem so eben in Paris erschienenen: „Tunis, Nouvelles africaines, par J. L. Lugan“

Mitten in einer in üppiger Vegetation prangenden Dase, deren Reiz durch die Nähe des Meeres nur noch mehr erhöht wird, liegt, von Hainen und Gärten umgeben, die kleine tunesische Stadt Nebel. Geht man von Tunis aus nach dem Städtchen, so führt der Weg über Sanddünen, von denen herab man den Anblick der reizenden Landschaft genießt. Unter dem herrlichsten Himmel, zwischen Gärten und Palmen, höher noch als die Minarets, blickt Nebel hervor; frische Lüftchen streichen durch die Drangenhaine und über große mit Jasmin und Rosen bedeckte Flächen, und tragen dem auf den Dünen im Entzücken versunkenen Wanderer die lieblichsten Gerüche zu. Taucht nun zufällig noch ein weißes Segel am fernem Horizonte auf, und eilt das Schiff, den glatten Meeresspiegel durchfurchend, dem Gestade zu, so fühlt auch wohl die gespannteste Erwartung sich befriedigt.

Nebel, das, von ferne betrachtet, einen so lachenden Anblick bietet, täuscht die Erwartung auch dann nicht, wenn man es näher kennen lernt, denn Jeder, der dort verweilt, verläßt das Städtchen nur ungern wieder. Ist es die Schönheit, der Reiz des Landes, die auf die Sitten der Einwohner einen so milden Einfluß üben, oder haben die frühern Bewohner, die alten Mauren von Grenada, den Geschmack an Blumen und Ergänzungen hierher verpflanzt? — Nicht das mächtige Grenada lebt mehr in dem Gedächtniß der Bewohner des Städtchens, sondern nur noch das schöne, das herrliche Grenada. Von ihren alten Sitten ist ihnen nichts geblieben, als ihr Hang zum Genuß; sie tragen keine schweren Waffen mehr, aber sie bekränzen sich mit Blumen; sie brechen keine Lanzen mehr zu Ehren der Schönen, aber noch hauchen sie Liebesklagen in Romanzen zu ihren Füßen aus, und die Frauen von Nebel gelten als die schönsten und feurigsten des ganzen tunesischen Reiches. In Nebel pflegt man den Jasmin und die weiße Rose, aus denen die Afshiren (Sklavinnen) der Harems jene weltberühmten Essenzen bereiten. Die Tausende von Gärten, welche die Stadt umgeben, genügen den Bewohnern bei weitem noch nicht; jedes Haus hat seine Blumenbeete und wohlriechenden Afzazien. Die Frauen gehen nie ohne einen Blumenstrauß in der Hand aus, die Männer schmücken ihre Turbans mit Jasmin, und allenthalben wird man mit Blumen beschenkt.

Die Tracht der Frauen von Nebel entspricht ihren milden Sitten, und weder ihre Gefallsucht noch ihr Geschmack befindet sich dabei im Nachtheil. In Tunis sind die Frauen mit gestickten Gewändern überladen; man sieht weder Gesicht noch Formen, denn das Auge vermag nicht diesen Wall von Gold und Seide zu durchdringen. Im Innern des Landes dagegen tragen die arabischen Frauen nichts als eine einfache, bis auf die Füße herabreichende und an den Seiten aufgeschlichte Tunika mit kurzen Ärmeln.

Die Frauen von Nebel hüllen sich in ein weites, wollenes Gewand so weiß wie Schnee, das sich auf das Anmuthigste ihren Formen anschmiegt und bis auf die Füße herabreicht. Einen Zipfel dieses Gewandes tragen sie in der Hand, um das Gesicht damit zu verhüllen oder vielmehr um mit der feinsten Kofetterie und mit den an-

muthigsten Bewegungen, welche zuweilen ihre schönen Arme enthüllen, es bald wieder zu zeigen, bald wieder zu bedecken. Sie gehen stets barfuß, da aber die Straßen in und um Nebel mit dem feinsten Sand bedeckt sind, so sieht man nie auch nur die kleinste Spur von Schmutz an ihren blendend weißen Füßen.

Leopold, ein junger Franzose, der sich eben zu Tunis befand, kam, von den Reizen Nebels gelockt, die das Gerücht ihm verkündet hatte, nach dem Städtchen, um einige Tage daselbst zuzubringen. Er wohnte bei Sidy Ahmed, aus einer der ältesten Familien des Reichs, einem wahren Patriarchen, dessen Leben eines der angenehmsten war, das man nur führen kann. Die Jahre hatten seine Züge geändert, ohne sie zu entstellen; sein Bart hatte sich gebleicht, das war fast alles. Mit der Kraft des Mannes und den Resten hoher Schönheit verband er die Hoheit, ja man könnte sagen, die Anmuth des Greisen. Sein Haus in Nebel war ganz dazu geeignet, einen Begriff zu geben von den ganz eignen Sitten des Landes, von jener Vermischung türkischer und arabischer Gebräuche, und dem Luxus der neuen und der Einfachheit der alten Zeiten. Im obern Stock, in den Prunk-Gemächern, sah man vergoldetes Tafelwerk, Seide, Sammet und Marmor im Ueberflus; ein Schwarm von Dienern, Mamelucken, Negern und Negerinnen, Frauen und jungen Afshiren bildeten eine Art von Hofstaat, während zu ebener Erde in einer weiten Halle stets eine zahlreiche Schafherde stand, durch die und durch Gruppen von Beduinen, die auf den Boden gekauert auf Gehör bei ihrem Herrn warteten, man sich hindurchwinden mußte, um zu der Treppe zu gelangen, welche nach den Prunk-Gemächern führte.

Zu Mittag verschloß sich Sidy Ahmed in seinen Harem, in welchem er zehn junge Mädchen unterhielt. Die seidenen Vorhänge wurden herabgelassen, so daß sich nur noch einige durch bunte Glasscheiben gemilderte Lichtstrahlen in das Zimmer stahlen. Musik und Tanz unterhielten den Greis noch einige Augenblicke, bis er endlich ermüdet die Augen schloß, und nun herrschte tiefe Stille im ganzen Harem bis zum Abend. Man gab Sidy Ahmed Schuld, daß er in den Fesseln der schönen Amuda schmachte, die, obschon den nomadischen Stämmen des Zerith, dem Dattellande, entsprossen, die weißeste Schöne des Harems war. Um dem glücklichen Ahmed zu gefallen, verschleierte sie das Gesicht mit ihren schönen schwarzen Haaren, und dann verlieh der agurne Stern, den sie gleich allen Mädchen ihres Stammes auf der Stirn trug, ihrem Gesicht einer unnachahmlichen Reiz.

Am Abend setzte sich der alte Maure vor die Thür seines Hauses, ließ die Straße mit Wasser besprengen, schwatzte vertraulich mit seinen Leuten oder den Vorübergehenden, erteilte den Beduinen Audienz, und unterhielt sich damit, die Schafe fressen zu sehen, die man ihm vorführte.

Sidy Ahmed, der seine ganze Lebenszeit so geruhig im Innern seines Hauses zugebracht hatte, konnte wohl nicht anders als von leutseligem Charakter und liebenswürdig im Umgang seyn. Aus allen seinen Zügen sprach Gutmüthigkeit, und dieses treuherzige Gesicht log nicht. Leopold gewann ihn schon am Tag nach seiner Ankunft in Nebel lieb, denn der gute Moslem ging in Allem offen, dabei aber doch zart zu Werke, und stellte sein ganzes Haus zur Verfügung seines Gastes, mit einziger Ausnahme der Casa, so nannte er nämlich seine Frauengemächer, denn dieses Heiligthum betrat außer ihm Niemand als ein noch sehr junger Mameluk und ein Neger. Sidy Ahmed schwatzte gern; nach dem Essen besonders pflegte er seinen Gast, Leopold, aufzusuchen, um sich mit ihm in der sogenannten Frankensprache, die er die italienische nannte, zu unterhalten. Obschon er sich eben nicht streng an die Gebote Muhameds hielt, so trank er dennoch während der Mahlzeit keinen rothen Wein, der Nachtisch aber, an den er sich hauptsächlich zu halten pflegte, und der aus köstlichem Zuckerwerk, Pistaciencuchen, Granaten, Drangen, frischen Datteln u. dgl. bestand, wurde mit herrlichem spanischem Wein, gelb wie Gold, hinabgespült. Von diesem trank der gute Alte nicht wenig, da er, wie er zu sagen pflegte, das Herz nicht drücke. Dieß that er nun freilich nicht, wohl aber theilte er sein Feuer dem

Blute des Greifen mit und färbte seine Wangen mit leichtem Roth. Leopold konnte dann nicht müde werden diesen schönen Kopf, die kindlichen und doch so majestätischen Züge zu betrachten, bis endlich der Alte sich erhob und mit raschem Schritt nach dem Harem ging. Traurig blickte Leopold ihm nach, und ging an das Gestade des Meeres, um frische Luft zu schöpfen.

Leopold hatte bei Sidy Ahmed einen jungen Moslem kennen lernen, Namens Sidy Ali, einen Mann von sanftem, leutseligem Charakter, und so wurden die jungen Leute bald Freunde. Sie brachten einen großen Theil des Tages mit einander hin, und machten zu Pferde weite Ausflüge in die Umgebung. Der junge Franzose forschte nach alten Inschriften, und Ali begleitete ihn bei seinen Untersuchungen, ohne jedoch besonderes Interesse an solchen Entdeckungen zu nehmen. Theilte er auch seines Freundes Freude über einen glücklichen Fund, so geschah es, ohne sich dieselbe erklären zu können. Er wußte nicht, daß dieses Land vormals den Karthagern und Römern gehörte, denn ihm hatte man nur von Christen und Moslems gesagt. Während Leopold bis in die Kellergeschosse der Ruinen drang, und in den Gängen umherkroch, saß Ali auf einem Teppich im Schatten eines Baumes, und überließ sich süßen Träumen, bis der Alterthumsforscher, kindlich erfreut, mit Bruchstücken von Marmor tafeln, von Statuen und Karniesen beladen oder mit irgend einer alten Inschrift in seiner Schreibtisch zurückkehrte, über die er dann immer allerhand Schönes zu sagen wußte, was der junge Maure nicht verstand.

Als Leopold nun endlich die ganze Gegend durchforscht hatte, fühlte er auch in Nebel, was er so oft schon in Tunis empfunden hatte: alle Pracht der Scenerie, der herrliche Himmel und alle Zerstreuungen vermochten nicht jene Sehnsucht zu stillen, die in seinem Herzen sich regte. In Nebel, wo die Frauen so reizend sind, wo sie so einladend und verführerisch lächeln, sollte man wohl freilich glauben, daß nur die Wahl es sey, welche dem Sehnsüchtigen noch einigen Kummer machen könne, allein dies gilt nur für den Moslem, nicht aber für den Christen; denn zu Nebel wie zu Tunis würde das unglückliche Geschöpf, das den Liebessensfzern eines Ungläubigen Gehör schenkte, ohne alle Gnade in einen Sack gesteckt und in das Meer geworfen werden. Oft machte unser armer junger Freund in seinem Herzen gegen Ali Luft, und sagte: „Nebel ist ein schönes Land für Dich, aber nicht für mich“ — doch wollte dieser ihn immer nicht verstehen, und erwiderte nur: „Die Sonne, das Meer und die Bäume sind für Jedermann und sollt' ich denken, doch wohl eben so schön als in Deinem Frankreich.“

„Höre mich an“ — sagte Leopold hierauf — „als ich nach Tunis kam, war ich erstaunt, verwundert über Alles, was ich sah. Der Reichthum und das für mich so Fremdartige der Trachten, die mannigfachen Menschenrassen, die herrlichen Moscheen, die Pracht der Bazars, die sanften Sitten, der Gewerbsleiß und die Liebe zur Arbeit, die ich da fand, wo ich nur Barbarei und Trägheit erwartete, alles dies überraschte mich eben so sehr, als es mich innig erfreute. Ich langte gegen Ende des Ramasans, zur Zeit Eurer Feste an; die ganze Stadt war mit Flaggen und Tüchern geschmückt, allenthalben wogte eine festlich gekleidete fröhliche Menge. Das Wetter war herrlich, und ich trieb mich so gern ganz allein unter den Arabern, Negern und Mauren umher, die sich in den Straßen drängten. Tunis erschien mir ganz in jenen schimmernden Farben, wie ich mir den Orient immer gedacht hatte. Die schönen Frauen, denen man jetzt einen Ausflug vergönnt hatte, begegneten mir allenthalben, auf den Straßen, in den Gärten und außerhalb der Ringmauern. Eines Tages folgte ich einem ganzen Zuge derselben, der durch das Thor Solimans ging. Sobald ich mich außerhalb der Stadt befand, sah ich zu Tausenden auf der Straße, in einem großen Kirchhof, am Abhang und auf dem Gipfel eines Hügel, welcher die Stadt beherrscht. Ich wußte, daß sie die Gräber ihrer Verwandten und einen Marabut besuchten, in welchem ein in Tunis sehr geachteter Heiliger begraben liegt. Man sah diesen Frauen, die das ganze Jahr hin-

durch eingekerkert sind, das innige Vergnügen an, mit dem sie sich der Freiheit hingaben, die ihnen an diesem Tage vergönnt ist. Sie waren von ihren Negerrinnen begleitet, auch nicht ein einziger Moslem befand sich unter ihnen. Ich kann Dir das Gefühl nicht beschreiben, das mich durchdrang, als ich mich so mitten unter diesen Frauen befand. Die Luft war so mild, fern von der Stadt, den Blicken ihrer Herren entriickt, trugen sie kein Bedenken ihre Schleier zu lüften, und frei umher zu blicken. Was für schöne Gesichter sah ich da! Zwar im Ganzen ein wenig bleich, aber von den ausdrucksvollsten Augen belebt. Es fielen einigemal sehr bedeutungsvolle Blicke auf mich, und als ich nun diese lebhaften, verlangenden Augen, diesen halb geöffneten, Liebe und Vergnügen athmenden Mund sah, fing ich an zu begreifen, warum die Moslems ihre Weiber so sorgfältig einzuschließen pflegen. Dies Schauspiel war mir eben so neu als reizend; die Frauen gingen umher, setzten sich, oder erstiegen den Hügel; allenthalben sah man Gruppen, die der reichen Farbenpracht ihrer Trachten halber Blumenkörben gleichen. Der spiegelglatte von kleinen Fahrzeugen durchfurchte See linker Hand erhöhte den Reiz der Landschaft, den interessantesten Anblick jedoch bot mir der große Kirchhof mit seinen schönen Grabmälern, wo auch die Asche des Armen unter einem Steine, und nicht unter Brennnesseln und anderm Unkraut ruht, und wo jetzt die Frauen mit zur Erde geneigten Häuptern zwischen den Gräbern umher wandelten.

Meine Einbildungskraft schwelgte in Allem, was Tunis nur bieten konnte, aber nur zu bald empfand ich jene Leere, welche gewöhnlich auf ausschweifende Genüsse zu folgen pflegt. Das Fest war vorüber; oft noch ging ich zum Thor Solimans hinaus, aber ich sah nichts als die brennende Sonne und den weißlichten Staub, den die Füße der Kameele emporwirbelten. Der Hügel stand öde und verlassen, und auf den Gräbern saßen nur einige arme weinende Frauen. Meiner Sehnsucht blieb nichts als die schönen Nächte, wo ich die Frauen gleich Schatten-Bildern auf den Terrassen erscheinen und verschwinden sah, und wo ich nur um so schmerzlicher fühlte, was mir fehlte. Ich war einsam und verlassen, nichts blieb mir als meine Erinnerungen aus Frankreich, und einem Greise gleich, zehrte ich von der Vergangenheit. Begreiffst Du nun, warum es mir in Deinem schönen Lande nicht gefällt?“ — Ali drückte lächelnd die Hand seines Freundes und sagte: „Wenn du nach Frankreich zurückkommst, mußt Du den Christinnen Deine Leiden klagen und ihnen sagen, daß nur Deine Treue gegen sie Ursache davon war.“

Seit dieser Unterredung war Leopold in Trübsinn und düstre Laune versunken; er ging gern allein am Gestade des Meeres spazieren, und begegnete er zuweilen einem Liebespaar, so kam er nur um so mißlauniger zu Hause. Auf Einmal verschwand jedoch diese Traurigkeit, seine Züge wurden heiterer, und um seine Lippen schwebte wieder ein Lächeln. Ali bemerkte diese Veränderung bald; leicht war es, ihre Ursache zu errathen. Ein weibliches Wesen mußte diese seyn, und so war es auch. „In meinen Jugendträumen“ — sagte Leopold eines Tages zu seinem Freunde — „schuf ich mir ein Feenland, würdig die Wohnung der Schönheit zu seyn, die meine Einbildungskraft mir vorzauberte; dieses Land ist Nebel, und auch die Schönheit habe ich gefunden; es ist ein Engel, eine Houri! Was ist die ganze übrige Welt gegen Nebel und dieses Mädchen!“

(Fortsetzung folgt.)

E r f i n d u n g .

In England hat ein Mr. Galt jüngst eine Maschine erfunden, die er den Klepper oder Hochlandsporn nennt, und welche nicht bloß Lahmen, sondern auch jener Klasse von Leuten, die eine sitzende Lebensart führen, als eine Art von Stubenpferd einigen Ersatz für das Reiten gibt. Sie ist eben so elegant als einfach.